

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 8

Artikel: Der Pascha : über die Frage, ob die Männer ihren Frauen im Haushalt helfen sollen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069348>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Karikatur aus dem
19. Jahrhundert

DER PASCHA

*Über die Frage,
ob die Männer ihren Frauen
im Haushalt helfen sollen*

Von ADOLF GUGGENBÜHL

Warum scheiden sich die Amerikaner ?

« Gemäß einer Statistik, die von der psychologischen Fakultät der Hill-University durchgeführt wurde, liegt der häufigste Scheidungsgrund darin, daß die Männer die Asche ihrer Zigaretten auf den Teppich fallen lassen, statt sich eines Aschensbeckers zu bedienen. 41 Prozent der männlichen Scheidungskandidaten hingegen stießen sich vor allem daran, daß die Frau ungewaschen und ungekämmt im Pyjama zum Morgenessen kommt. »

Wir alle kennen solche Notizen aus der « Kleinen Zeitung », einer Rubrik un-

seres Leibblattes, die wir zwar nicht übermäßig ernst nehmen, aber dennoch gerne lesen.

Selbstverständlich sind solche Behauptungen auch dann, wenn sie im Mantel wissenschaftlicher Erkenntnis einhergehen, höchst fragwürdig. Die Ursachen der Scheidungen statistisch zu erfassen, ist schon deshalb eine Unmöglichkeit, weil die Betroffenen ja nur in den allerwenigsten Fällen wirklich wissen, warum sie ihre Ehe auflösen wollen. Das, was ihnen als Ursache

der Entfremdung erscheint, ist in Tat und Wahrheit lediglich ein Symptom, an dem die Störung ihres Verhältnisses deutlich wird.

Und dennoch sind derartige Untersuchungen nicht sinnlos, auch wenn sie an der Oberfläche bleiben. Gewiß ist es grundsätzlich wünschenswert, daß alle Übelstände an der Wurzel angepackt werden. Das heißt aber nicht, daß die Bekämpfung der Symptome nicht auch wirkungsvoll sei. Es ist zweifellos nicht die Uniform, welche den Geist einer Armee bestimmt, aber eine ungefreute Uniform — wie es die schweizerische bis jetzt war — wird diesen Geist ungünstig beeinflussen, genau so wie eine gute Uniform ihn fördert.

Der größte Fehler

Nun, ich bin zum Glück nicht Eheberater und kann infolgedessen nicht mit entsprechenden Statistiken über schweizerische Verhältnisse aufwarten; aber meine Tätigkeit als Redaktor des «Schweizer Spiegels» und gelegentliche Vorträge haben es mit sich gebracht, daß ich viele Zuschriften von Frauen erhalte, die das Bedürfnis haben, ihre Eheschwierigkeiten einem Unbekannten auseinanderzusetzen. Wahrscheinlich weniger, um Rat zu holen, als weil sie sich einfach einmal Luft machen und das sagen wollen, was sie besonders drückt.

Auf Grund dieser Briefe und Aussagen sowie meiner persönlichen Beobachtungen bin ich zum Ergebnis gekommen, daß in unserem Land die Frauen unter keiner männlichen Untugend mehr leiden als der, daß bei uns zahlreiche Männer ihrer Gattin zumuten, die Last der Hausarbeit vollständig allein zu tragen.

Am schlimmsten sind in dieser Beziehung die Vertreter jener großen und wichtigen Schicht, die nicht zu Unrecht als der eigentliche Träger der typisch schweizerischen Kultur betrachtet wird, des Mittelstandes.

Dort, wo man sich ein Dienstmädchen halten kann, tritt das Problem des Mithelfens weniger in Erscheinung, auch bei den Arbeitern ist diese Frage nicht so brennend.

Der Arbeiter, der gewohnt ist, sich körperlich zu betätigen, ist viel eher geneigt, auch im Haushalt Hand anzulegen, wenn er nicht ein ausgesprochener Egoist ist. Die Männer, die ich aufs Korn nehmen möchte, leben vor allem in mittelständischen Verhältnissen.

Herr und Frau X

Nehmen wir als typischen Fall ein Ehepaar, das wir X nennen wollen.

Frau X ist 28, Herr X 33 Jahre alt. Er arbeitet als Maschineningenieur in einem großen Betrieb. Die Familie bewohnt eine Vierzimmerwohnung. Herr und Frau X haben drei Kinder, von denen das älteste sechs, das jüngste zwei Jahre alt ist.

Der Tageslauf dieser Familie geht nun folgendermaßen vor sich:

Um halb ein Uhr kommt Herr X aus dem Büro nach Hause. Er begrüßt freundlich seine Frau und unterhält sich ein paar Minuten mit den Kindern, während Frau X das Mittagessen auf den Tisch stellt. Nach dem Essen macht Herr X ein Mittagschläfchen. Er hat diese Gewohnheit, gegen die an sich sicher nichts einzuwenden ist, von seinem Vater übernommen. Frau X versuchte in den ersten Jahren, ihn davon abzubringen, hat aber eingesehen, daß ihm diese Mittagspause gut tut. Sie tut Herrn X gut, hat aber den Nachteil, daß Frau X nicht nur von ihrem Mann nichts hat, während dieser auf dem Kanapee liegt, sondern daß ihr im Gegenteil die undankbare Aufgabe zufällt, darüber zu wachen, daß die Kinder während dieser halben Stunde einigermaßen ruhig sind: « Bscht, de Pape schlaaft. »

Um halb zwei geht Herr X wieder ins Büro. Um halb sieben ist er zu Hause. Nachdem die beiden Kleinen dem Papa gute Nacht gesagt haben, werden sie ins Bett spedit. Dann eilt Frau X in die Küche, um das Nachtessen aufzutischen. Herr X sitzt unterdessen auf dem Sofa und liest die Zeitung.

Nach dem Nachtessen wird der Älteste ins Bett getan. Hierauf räumt Frau X den Tisch ab und besorgt anschließend das

Abwaschen und Abtrocknen. Herr X sitzt unterdessen auf dem Sofa und liest die Zeitung.

Ist die Küche in Ordnung, so werden von Frau X die Schuhe der ganzen Familie gereinigt. Herr X sitzt unterdessen auf dem Sofa und liest in einem Buch.

Bis Frau X ihre Hausarbeiten beendet hat, ist es neun Uhr geworden. Sie setzt sich nun zu ihrem Mann, und während sie Strümpfe stopft oder ein Kinderkleid verlängert, plaudern die Ehegatten miteinander. Das ist die schönste Stunde des Tages für Frau X. Jetzt hat sie ihren Mann für sich. Nur ärgert sie sich darüber, daß er häufig gähnt, obschon sie das begreift, denn es ist inzwischen spät geworden, und er muß tagsüber streng arbeiten.

Das falsche Ideal

Die arme Frau, welch widerwärtigen Egoisten hat sie zum Manne! » werden Sie nun ausrufen. Durchaus nicht. Herr X ist weder widerwärtig noch ein Egoist. Er liebt seine Frau und seine Kinder aufrichtig. Er beweist ständig, daß er bereit ist, für seine Familie die größten Opfer zu bringen. Er ist persönlich sparsam und anspruchslos. Als seine Frau nach der Geburt des dritten Kindes schonungsbedürftig war, bestand er darauf, daß sie sich einen längern Kur-aufenthalt gönne und war sofort damit einverstanden, die Kinder unterdessen in einem guten Kinderheim zu versorgen. Um die Mehrausgaben aufbringen zu können, verzichtete er in den Ferien nicht nur auf eine geplante Reise, sondern nahm in dieser Zeit eine bezahlte Arbeit an und schuftete jeden Tag zwölf Stunden.

Nein, Herr X ist nicht ein böser, egoistischer Mensch, aber er hat eine falsche Vorstellung vom angemessenen Verhalten eines Ehemannes.

Wir hatten im Gymnasium einen Lehrer, der regelmäßig in der obersten Klasse einen Aufsatz machen ließ: *Ist der Mensch gut oder böse?* Eine unsinnige Fragestellung. Der Mensch ist nicht gut oder böse,

er ist gut und böse zugleich, liebevoll und brutal, egoistisch und aufopfernd. So wie nun eine gute Tradition den Menschen veranlaßt, sich besser zu verhalten, als er « eigentlich » ist, so macht eine schlechte Überlieferung einen Menschen egoistischer, als er von Natur aus wäre. Eine Krankenschwester, die einem Orden angeschlossen ist, wo äußerste Selbstaufopferung zur Übung gehört, wird ihren Egoismus in einer Art überwinden, die ihre Veranlagung weit überschreitet. Andererseits wird auch ein gutmütiger Wachtsoldat in einem Konzentrationslager sich zu Untaten hinreißen lassen, zu denen er an einem Ort, wo andere sittliche Maßstäbe herrschen, nie fähig wäre.

Der Mensch ist kein Einzelwesen und er richtet sich in seinen Maßstäben weitgehend nach einem von ihm akzeptierten gesellschaftlichen Ideal, etwas, was Gotthelf in allen seinen Büchern sehr anschaulich zeigt.

Viele Schweizer haben eine falsche Vorstellung von der Rolle, die ein Ehemann spielen soll. Statt dem helfenden Ehepartner, schwebt ihnen als Vorbild der Ehediktator vor, der Diwan-Pfusi-Pascha.

Dieses falsche Ideal wirkt sich bei uns deshalb um so unerfreulicher aus, als es zu unserem Wesen paßt wie eine Faust aufs Auge. Die schweizerische Form des Zusammenlebens ist nicht die Diktatur, sondern die Genossenschaft. So wie unsere Eidgenossenschaft als Bund freier, gleichberechtigter Genossen gegründet wurde, so ist auch die Genossenschaft die Form, die unserer schweizerischen Ehe adäquat ist. Nach schweizerischer Auffassung — wie es wiederum bei Gotthelf großartig zum Ausdruck kommt — bilden Mann und Frau in der Ehe eine Genossenschaft. Beide sind gleichberechtigt. Zusammen tragen sie die Bürden des Daseins.

Unerwünschter Import

In undemokratischen Ländern herrscht, wie im Staat und im gesellschaftlichen Leben, auch in der Ehe das Führerprinzip. Dort ist der Mann der Führer der Familie.

Zu ihm, « dem Herrlichsten von allen », schaut das Gretchen bewundernd auf.

Im Zuge der ungeheuren geistigen Überfremdung, die unser Land im 19. Jahrhundert erfaßte, ist auch der Hauspapa aus Deutschland in die Schweiz eingewandert, zusammen mit andern undemokratischen Gestalten, dem « bessern Herrn », der « Dame », der « Herrschaft ». Alle diese undemokratischen Typen haben verheerend gewirkt. Es war die deutsche Vorstellung von der « Herrschaft », welche die Frauen unseres Bürgertums bis zum Ersten Weltkrieg veranlaßte, ihre Dienstmädchen — die sie gemäß dem Jargon der deutschen Witzblätter « Perlen » nannten — auf eine Art zu behandeln, daß uns noch heute in der Erinnerung daran die Schamröte ins Gesicht steigt. Es war die deutsche Auffassung des « Offissiers », die erklärt, warum sich noch in der Grenzbesetzung 1914—1918 mancher junge Leutnant seinen Mitbürgern im Wehrkleid gegenüber einen Ton erlaubte, der empörend war. — Erst später, als dann das fremde Vorbild abgeschüttelt und der Typus eines schweizerischen Vorgesetzten geschaffen war, änderte sich der Ton.

Ich möchte nun durchaus nicht behaupten, daß das deutsche Ideal des Familienlebens grundsätzlich abzulehnen sei. Es ist nur für uns abzulehnen.

Ich war als junger Mann einmal in Norddeutschland bei einem Schutzmann zu Gast, den ich auf der Reise kennen gelernt hatte. Wie ein kleiner Fürst thronte der Hausherr mit seinem Schnurrbart à la Wilhelm II. auf einem Stuhl mit besonders hoher Lehne oben am Tisch, von seiner Frau im wahrsten Sinne des Wortes bedient. Das Schauspiel war verwunderlich, aber nicht unsympathisch, und ich begriff dort plötzlich die Bedeutung des deutschen Wortes: « Dienen ist des Weibes schönste Pflicht. » Die joviale Liebenswürdigkeit, mit der mein Gastgeber seine Handlungen begleitete, hatte etwas Entwaffnendes.

Aber eines schickt sich nicht für alle. Wenn wir Dinge nachmachen, die für uns nicht passen, dann entsteht eine Karikatur.

Die deutschen Hauspapas unterscheiden sich eben von ihren schweizerischen Nachbarn grundsätzlich dadurch, daß sie viel, viel höflicher und liebenswürdiger sind. Dadurch wird ihr Führertum entgiftet.

Wir aber müssen unser Ideal nach unserer schweizerischen Lebensauffassung gestalten.

Demokratie in der Ehe

Wenn wir schon ausländische Vorbilder suchen, dann soll das in jenen Ländern geschehen, die eine ähnliche demokratische Grundhaltung aufweisen, also zum Beispiel den Vereinigten Staaten von Amerika.

Ich bin nicht vom Amerika-Fimmel besessen, und ich bin durchaus nicht der Ansicht, wir sollten nun mit den Wölfen heulen, das heißt uns in unsern Sitten den Siegern anschließen, nur weil sie gegenwärtig die Herren der Welt sind. Aber es ist keine Frage, daß es kein Land gibt, dessen Vorstellungen vom richtigen Verhalten der Menschen untereinander so gut zu uns passen wie Amerika — es ist ja auch kein Zufall, daß die Amerikaner sich nirgends so zu Hause fühlen wie in der Schweiz.

Auch in den USA sitzen die Frauen nicht den ganzen Tag in den Kinos und Schönheitssalons, sondern sie arbeiten schwer, und zwar vom Morgen bis zum Abend. Auch dort verdient der Mann das Geld, und die Frau besorgt die Haushaltung. Aber der Gatte betrachtet es als selbstverständlich, daß er bei jenen Hausarbeitsarbeiten, die erledigt werden müssen, während er zu Hause ist, mithilft. Das heißt praktisch, er hilft das Geschirr hinaustragen, und er wirkt mit beim Abwaschen oder Abtrocknen.

Der Grundsatz ist ganz einfach: Es sollte nicht vorkommen, daß von zwei Ehepartnern einer auf dem Kanapee liegt, während der andere arbeitet.

Selbstverständlich wird kein Mensch etwas dagegen haben, daß die Frau allein abwäscht, wenn der Mann noch in eine Sitzung hetzen muß. Natürlich wird sich

niemand daran stoßen, daß im Bauernhaus die Frau nach dem Nachtessen allein das Abwaschen besorgt, während der Mann unterdessen im Stall Streue legt. Überhaupt handelt es sich weniger um die tatsächliche Entlastung als um den Grundsatz. Es ist und bleibt empörend, wenn ein schweizerischer Pascha ruhig sitzen bleibt, während die Frau schwerbeladen die Speisen hereinbringt, daß er sich auf dem Sofa räkelt, während die Gattin das Abtischen besorgt und kaum die Tür öffnen kann, weil sie ein schweres Servierbrett trägt.

Le point d'honneur

Wir Männer müssen mit der undemokratischen Idee, Hausarbeit sei unmännlich, endlich abfahren. Arbeit schändet nicht, Abwaschen schändet nicht, Schuhe putzen schändet nicht, nicht die Frau, aber auch nicht den Mann. Wer seiner Frau hilft, ist kein Pantoffelheld, aber wer ihr grundsätzlich nicht hilft, ist ein Flegel.

Wir haben einmal bei uns zu Hause zwei junge Offiziere, die eben in der Rekrutenschule ihren Leutnant abverdienten, mit leisem Druck veranlaßt, beim Abwaschen zu helfen. Selbstverständlich haben sie sich dieser Prüfung gutwillig unterzogen, aber einer von ihnen konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: « Es ist gut, daß uns unser Schulkommandant nicht sieht. »

Wieso in aller Welt? Wenn ein amerikanischer Panzergeneral mit höchsten Kriegsauszeichnungen, was ich selbst sah, nichts dabei findet, in voller Uniform seiner Frau abzutrocknen, wieso soll dann diese Arbeit für einen zwanzigjährigen schweizerischen Leutnant ehrenrührig sein?

Auch in England kann sich ja jeder Besucher davon überzeugen, wie ergraute, zurückgezogene Berufsmilitärs es nicht unter ihrer Würde finden, der Frau des Hauses bei Einladungen zu helfen, indem sie den

Teewagen herumrollen, Sandwiches verteilen und junge Mädchen liebenswürdig fragen: « Wünschen Sie ein oder zwei Stück Zucker? »

Die Folgerungen

Ich weiß, über solche Dinge schreibt ein Vertreter des Geisteslebens, der sich respektiert, im allgemeinen in unserm Lande nicht. Trotzdem Pestalozzi nie müde wurde, immer wieder die Wichtigkeit der Wohnstubenkultur zu betonen, meint man immer noch, Kulturpolitik dürfe sich nur mit der Förderung kultureller Grundfragen befassen. Man veranstaltet Vorträge über « Die Krise der Gemeinschaft », man führt Goethe-Feiern durch, wo ein Festredner sich über das Thema « Edel sei der Mensch, hilfreich und gut » verbreitet, aber die praktischen Folgerungen aus solchen schönen Sprüchen zu ziehen, hält man unter seiner Würde. Man will nicht in die trivialen Niederungen des Alltags hinabsteigen — wiederum im Gegensatz zu den Amerikanern, die man gerade deshalb belächelt, weil sie versuchen, aus Erkenntnissen konkrete Nutzenwendungen zu ziehen. Eine Kultur aber, die nur über den Wassern schwebt, die nicht den Alltag wie ein Sauer-teig durchdringt, ist ein Hirngespinnst.

Wie überall, gilt es auch hier, vor allem die junge Generation für ein anderes Ideal zu begeistern. Solange aber die Mütter, wie das so häufig geschieht, nur die Mädchen zur Mithilfe im Haushalt heranziehen, von den Knaben aber nicht nur keine Handreichung verlangen, sondern diese wenn möglich noch selbst bedienen, den heranwachsenden Söhnen die Schuhe putzen und das Bett machen, muß man sich nicht wundern, daß später die mißleiteten Söhnchen zu jenen Diwan-Pfusi-Paschas heranwachsen, unter denen die Schweizer Frauen so sehr leiden.